Feature I

Stephan Thome & Volker Stanzel im Gespräch: „Chinas Blick auf Europa“[1]

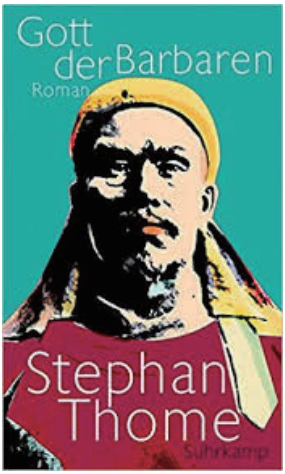
Dieser Text ist die Transkription einer öffentlichen Diskussionsveranstaltung, die am 4. März 2020 in Frankfurt stattgefunden hat. Um den Charakter der Veranstaltung zu wahren, wurden bei der Niederschrift nur geringfügige Änderungen vorgenommen.

Hohmann: Meine sehr verehrten Damen und Herren, liebe Freunde Europas, ich begrüße Sie recht herzlich zum 6. Café Europa, einer Veranstaltungsreihe der Romanfabrik zur Identität Europas, die die Romanfabrik zusammen mit dem Institut Franco-Allemand de Sciences Historiques et Sociales (IFRA/SHS) an der Universität Frankfurt ins Leben gerufen hat. Auch eben gelingt mir wieder ohne zu unterbrechen dieser Lindwurm an Ausdruck, mit jedem Üben wird er immer besser. (*Applaus*)

Wir haben heute das Thema: „Der Blick Chinas auf Europa“. Warum? Wir wissen aus dem persönlichen, aus dem familiären Bereich, dass das, was uns ausmacht, was unsere persönliche Identität bestimmt, oft vom Gegenüber abhängt. Wir sind also im Verhalten dem Vater gegenüber anders als im Verhalten gegenüber der kleinen Schwester. Und so gibt es auch Bilder, die der andere von uns hat, und so ist es auch im Verhältnis zwischen den Kontinenten und manchmal auch zwischen den Staaten. Wir wissen alle, dass wir im Ausland als „die Kartoffel“ gelten, so wie für uns der Italiener „der Spaghetti“ ist. Das ist ein bisschen abschätzig, aber das ist gebräuchlich und gar nicht unbedingt böse gemeint, und so mag es auch zwischen Europäern und Chinesen bestimmte Verhältnisse geben, denn die Geschichte zwischen beiden Kontinenten ist hochkomplex. Man weiß seit Jahrtausenden voneinander, aber die Wirklichkeit wurde komplexer, als der Handelsaustausch und kriegerische Kontakte näherrückten.

Damit komme ich gleich auf die Sprache im Zusammenhang mit dem Hauptreferenten Stephan Thome zu Ihrer Linken auf der Bühne. Ein beachtlicher und erfolgreicher Romancier, vor allem mit seinem Erstling *Grenzgang* (2009), der auch verfilmt wurde. 2018 hat er den Roman *Gott der Barbaren* herausgebracht, in dem er u.a. den – wie soll ich sagen – den Einsatz europäischer Imperialmächte, also Russland, Frankreich und Großbritannien, in China in der Mitte des 19. Jahrhunderts thematisiert hat. Die Zer-

1 Die Veranstaltung ist unter folgendem Link auch abrufbar: https://www.youtube.com/watch?v=aB4wNOuWJZU



störung höchster kultureller Güter ging damit einher und damit auch Einflussnahmen europäischer Kolonialmächte auf dieses Riesenland. Stephan Thome hat Sinologie im Nebenfach (Magister) studiert und in Philosophie promoviert, lebt in Taipei/Taiwan und ist jetzt zu Besuch auf dem alten Kontinent in seiner alten Heimat. Er ist Hesse. (*Gelächter*)

An seiner Seite sehen Sie Volker Stanzel, heute Distinguished Fellow der Stiftung Politik und Wissenschaft, ein Thinktank des Kanzleramtes. Zuletzt war er Botschafter in Tokyo und, davor, u.a. insgesamt sechs Jahre in Peking, auch als deutscher Botschafter. Aufgrund seiner beruflichen Tätigkeit und natürlich auch der historisch-politisch-kulturellen Ausbildung, die man braucht, um dieses Amt ausüben zu können, wird er als kompetenter Gesprächspartner nach dem Kurzvortrag von Stephan Thome in das Gespräch eingreifen. Die letzten 15 Minuten der insgesamt 90-minütigen Veranstaltung gebühren Ihnen, Ihren Beiträgen und Ihren Fragen. Viel Spaß. (*Applaus*)

Thome: Einen schönen guten Abend auch von mir, von uns. Volker Stanzel und ich haben uns im letzten Herbst zum ersten Mal bei einem Abendessen in Taipei getroffen und dabei festgestellt, dass wir in ganz unterschiedlichen beruflichen Zusammenhängen uns schon sehr lange und mit ähnlichen Interessen für China begeistern und mit China beschäftigen und dass das eine ganz gute Voraussetzung für einen interessanten Gedankenaustausch ist. Einen solchen wollen wir heute Abend auf der Bühen führen. Wir haben uns das Thema aufgeteilt und werden beide kürzere Eingangsstatements vortragen, dann die darin aufgeworfenen Fragen im Gespräch vertiefen und schließlich haben Sie, wie eben von Herrn Hohmann angesprochen, die Möglichkeit, Ihre Fragen zu stellen.

„Chinas Blick auf Europa“. Die heutige Veranstaltung fällt in einen historischen Moment, in dem sich hinsichtlich der umgekehrten Blickrichtung – nämlich des westlichen Blicks auf China – ein tiefgreifender Wandel zu vollziehen scheint, ausgelöst und angeführt durch die nachdrückliche Umorientierung in der US-amerikanischen Außenpolitik in den vergangenen zwei bis drei Jahren. Washington betrachtet China weniger als Partner und mehr als strategischen Rivalen, sogar als Feind. Die EU hat sich dem zwar bisher nicht aus voller Überzeugung angeschlossen – was nicht zuletzt daran liegt, dass sie bezüglich des Umgangs mit China ziemlich tief gespalten ist –, aber auch in unserem öffentlichen Diskurs erscheint China inzwischen immer häufiger als eine schwer greifbare Bedrohung, was sich durch den Ausbruch des Coronavirus im chinesischen Wuhan zuletzt auf makabre Weise manifestiert und verdichtet hat.

Dass Chinas Aufstieg verunsichert, ist natürlich nicht neu. Er weckt Ängste, und er fällt in eine Zeit, in der sich der (europäische) Westen bange fragt, ob es den (transatlantischen) Westen noch gibt und was wir dem chinesischen Aufstieg entgegenzusetzen haben. Die Verunsicherung ist auch deshalb so groß, weil China uns doch immer noch fremd ist und weil in vielen Streitfragen der Eindruck entsteht, dass es dort in China eine ganz eigene, andere Sicht der Dinge gibt, einen chinesischen Blick auf die gegenwärtige Welt, der sich von unserem fundamental unterscheidet. Dem wollen wir heute Abend nachgehen, in historischer Perspektive mit den Fragestellungen: „Wie schaut China auf Europa, in der Vergangenheit und in der Gegenwart", und „gibt es so etwas wie eine innere Schlüssigkeit, eine innere Logik dieses Blicks? Wenn ja, worin besteht sie? Aus welchen historischen Erfahrungen speist sie sich? Wird sie vielleicht gelegentlich auch politisch instrumentalisiert?" Es ist, mit anderen Worten, die nüchterne Frage nach dem, was man über China wissen sollte, um nicht nur begeistert oder besorgt zu bestaunen, was dort passiert, sondern um es besser zu verstehen und einzuordnen.

Zum Einstieg werde ich zurückgehen in eine Zeit vor 170, 180 Jahren – das ist die Zeit, in der mein gerade erwähnter Roman „Gott der Barbaren" spielt –, als die westliche Präsenz in Fernost zum ersten Mal massiv auch den Verlauf der chinesischen Geschichte beeinflusst und verändert. Stichwort Opiumkriege, ungleiche Verträge, die teilweise Kolonisierung Chinas usw. Es ist eine Zeit, in der China sich zum ersten Mal fragen muss: Wer sind eigentlich diese Europäer? Was wollen sie, was treibt sie an? Ein Diskurs, der dann schnell die Form der Frage annimmt: Was müssen wir von den Europäern lernen, um uns ihrer erwehren zu können?

In einem zweiten Schritt will ich fragen, wie die Chinesen heute auf diese Zeit schauen, vor allem, wie die Kommunistischen Partei es tut, was gleichsam die orthodoxe Sicht der Dinge ist, die zum Gegenstand staatlicher Propaganda und der patriotischen Erziehung an den Schulen wird. Zeigen wird sich dabei, dass Chinas Blick auf Europa immer auch damit zu tun hat, wie China sich selbst sieht oder sehen möchte, vor welchen inneren Herausforderungen es steht – insofern haben wir es heute Abend mit verschiedenen Blickrichtungen zu tun, die einander beeinflussen; der chinesische Blick auf Europa ist beeinflusst durch den europäischen/westlichen Blick auf China (was umgekehrt natürlich ebenfalls gilt), zum anderen ist der chinesische Blick auf uns immer auch ein Blick in den Spiegel und dient der eigenen Selbstvergewisserung und manchmal auch politischen Zwecken. Wenn ich vorhin etwas großspurig von der inneren Logik des chinesischen Blicks gesprochen habe, dann meine ich das Zusammenspiel dieser verschiedenen Blickrichtungen.

Eine kurze historische Skizze

Der Beginn der modernen Beziehungen zwischen China und dem Westen steht im Zeichen des Opiums. Die britische East India Company baut es in Indien an, versteigert es an private Händler, die transportieren es nach China, um es dort zu verkaufen. Der

Opiumhandel – genauer gesagt: der Opiumschmuggel, denn der Stoff ist zu dieser Zeit in China verboten (in England nicht!) – gedeiht im frühen 19. Jahrhundert so gut, dass immer mehr Silber aus China abfließt, trotz der großen britischen Nachfrage nach Tee – auch Seide und Porzellan, aber vor allem nach Tee. Mit diesen Einnahmen können die Engländer ihre Kolonialverwaltung in Indien weitgehend finanzieren. Für die britische Seite ist der Schmuggel daher bald unverzichtbar, für die chinesische aber ruinös, denn natürlich hat die grassierende Opiumsucht nicht nur ökonomische, sondern auch gravierende soziale Folgen.

Über den chinesischen Widerstand gegen den Opiumschmuggel kommt es zweimal zum Krieg (1839-42 und 1856-60), die sog. Opiumkriege, beide Waffengänge enden mit einer chinesischen Niederlage. Damit beginnt die Aushöhlung der chinesischen Souveränität durch die westlichen Kolonialmächte: Die sog. Vertragshäfen entlang der Küste und später im Binnenland werden eröffnet, wo Ausländer leben dürfen, ohne der chinesischen Gerichtsbarkeit zu unterstehen (das Prinzip der sog. Extraterritorialität), sie treiben Handel (auch mit Opium), dürfen missionieren und sich insgesamt so benehmen, wie es in ihren Augen den Vertretern einer überlegenen Zivilisation, nämlich der westlichen, zukommt. Die geradezu sprichwörtliche westliche Arroganz und Herablassung, die man heute in ganz Ostasien kennt – und gründlich satt hat! – geht auf diese Zeit zurück.

Aus westlicher Sicht standen diese Vorgänge unter dem euphemistischen Titel einer „Öffnung“ Chinas, was erstens die Gewaltsamkeit verschleiert, die mit den Vorgängen verbunden war, und zweitens irreführender Weise suggeriert, China sei vorher etwa verschlossen gewesen. Tatsächlich war das Reich, das Kaiserreich, immer offen für Einflüsse von außen (der Buddhismus, der ja nicht aus China kommt, aber dort Wurzeln gefasst und Blüten getrieben hat, ist nur ein Beispiel), und es stand in weit verzweigten Handelsbeziehungen im ostasiatischen Raum. Man hatte lediglich, als im späten 18., frühen 19. Jahrhundert zum ersten Mal im großen Stil westliche Händler an die Tür Chinas klopften, an deren Waren (z.B. Textilprodukten, Baumwollwaren) kein Interesse, und war außerdem – ganz wichtig – nicht gewillt, sich in ein in Europa ausgebildetes System der diplomatischen Beziehungen einzupassen. Das war ein wichtiges britisches Interesse, bevollmächtigte Botschafter in die jeweiligen Hauptstädte zu entsenden, ein System, das, wie Sie wissen, aus den Stadtstaaten der italienischen Renaissance kommt, und sich von dort aus in Europa verbreitet hat. China organisierte seine

Außenbeziehungen traditionell anders und sah keine Veranlassung, davon abzugehen – es wurde aber bald schon dazu gezwungen, denn das aggressive Vorgehen des Westens fiel in eine Zeit der inneren Krisen in China (Aufstände, Überbevölkerung, Ernteausfälle etc.). Recht bald begann es einigen klugen Köpfen zu dämmern, dass das Reich vor einer epochalen Zäsur stand und nicht vor einer temporären Krise, die bald wieder vorübergeht. Anfangs hatte man noch gehofft: „diese Ausländer werden sich schon wieder verkrümeln", aber einigen wurde klar, dass hier ein ganz neues Zeitalter heraufzieht. Ich möchte das als „Verlust der kulturellen Autonomie" Chinas bezeichnen: Auf einmal fanden sich Chinesen in einer Welt wieder, in der andere die Standards setzten, denen sie zu genügen oder zu gehorchen hatten. Eine Welt, zu deren Bewältigung die eigenen geistigen Ressourcen, vor allem die seit Jahrhunderten maßgeblichen Schriften des Konfuzianismus, nicht mehr ausreichten. Je mehr sich diese Einsicht durchsetzte, desto stärker zerfiel das gesamte Ideen- und Wertgefüge, in das man bisher fremde Einflüsse eingearbeitet hatte und das zwar nicht so monolithisch und eindeutig war, wie das manchmal dargestellt wird, das aber über die Jahrhunderte doch eine bemerkenswerte Stabilität gehabt hatte.

Dieser Verfallsprozess lässt sich genauer lokalisieren: Im späten 19. Jahrhundert prägen Intellektuelle das Motto „Von den Barbaren lernen, um die Barbaren zu besiegen", (die Barbaren sind natürlich wir, wobei nicht ganz klar ist, ob man die entsprechenden chinesischen Ausdrücke wirklich mit dem Wort „Barbaren" übersetzen muss), aber gemeint war, sich von den westlichen Kolonialmächten die Mittel (vor allem Waffen und Militärtechnik) holen, mit denen man am Ende über sie triumphieren oder zumindest sich gegen sie behaupten kann. Ein anderes, ebenfalls sehr verbreitetes Motto präzisiert, man brauche „westliche Mittel" (*yòng* 用), um die eigene chinesische Essenz, das eigene Wesen (*tǐ* 体) auf neue Weise zur Geltung zu bringen. Das alles, diese Slogans setzten ein noch halbwegs intaktes Selbstverständnis voraus: Da ist noch etwas Eigenes, ein kulturelles Selbst gewissermaßen, das es mit geliehenen Mitteln zu stärken gilt –„Selbststärkungsbewegung" (*zìqiáng yùndòng* 自强运动) nennt die historische Forschung diese geistige Strömung gegen Ende des Kaiserreichs folglich, in der die wesentlichen Denkfiguren immer noch aus dem eigenen Fundus, nämlich der chinesischen Tradition stammen.

Wenig später, im frühen 20. Jahrhundert, ist der Verfall so weit fortgeschritten, dass radikale Köpfe postulieren, Vorbedingung für eine gelingende Modernisierung Chinas sei der Abschied von der eigenen Tradition in toto. Alles Alte muss weg und ersetzt werden durch die überlegene wissenschaftliche Zivilisation Europas. Sozialdarwinistische Ideen haben auf diese Debatten großen Einfluss, im großen Stil werden jetzt Schriften aus westlichen Sprachen ins Chinesische übersetzt, oft auf dem Umweg über Japan und das Japanische. Im Hintergrund vollzieht sich ein tiefgreifender Wandel des chinesischen Selbstverständnisses (darüber könnte man eine eigene Veranstaltung machen, das kann ich hier nur antippen): Zum ersten Mal in seiner Geschichte beginnt

China, sich als Nation zu verstehen. Mit dem Kaiserreich ist die alte Vorstellung des *Tiānxià* (天下) untergegangen, „Alles unter dem Himmel“, die Vorstellung von China als der im Grunde einzigen Zivilisation unter dem Himmel, die ein kulturelles Geberland ist, und der Peripherie, die davon beeinflusst ist und profitiert. Jetzt ist man nicht mehr die einzige Nation unter dem Himmel, sondern eine Nation unter anderen, und die anderen bedrängen China. Radikale Stimmen in China fordern, Tabula rasa zu machen und alles Überkommene, alles Alte auf dem Schrotthaufen der Geschichte zu entsorgen, denn die eigene Tradition ist Ballast auf dem Weg des Fortschritts und sonst nichts. „Zerschlagt den Laden des Konfuzius“ heißt bald ein neuer Slogan der 1920er Jahre – nicht zufällig die Zeit, in der die Kommunistische Partei Chinas gegründet wird, denn in Gestalt der kommunistischen Revolution setzt sich die radikale Strömung bald durch. Allerdings muss man einschränkend sagen, dass diese erklärte Feindschaft gegenüber der eigenen Tradition keine automatische Selbstauslieferung an alles Westliche mehr bedeutet, dafür sorgt die neue ideologische Frontstellung zum westlichen Kapitalismus. Dafür sorgt auch die Verwurzelung vieler kommunistischer Anführer, gerade Mao Zedongs selbst, in der eigenen dynastischen Tradition.

Das war jetzt ein Sauseschritt durch 100 Jahre moderner chinesischer Geschichte. Vielleicht halten wir hier tatsächlich einmal kurz inne, denn mir geht es auch darum, diesen Wahnsinn zu würdigen, der sich hinter den Forderungen verbirgt. Ich habe mich gefragt, in welcher materiellen und geistigen Notlage sich ein Land befinden muss, um auf die eigene fünftausendjährige Geschichte zu schauen und nichts zu finden, das erhaltenswert wäre. Oder ist das gar nicht so einzigartig? Gibt es Parallelen, gibt es ähnlich Fälle auch in Europa?

Stanzel: Sie merken an meinem Gesicht, dass ich wusste, was jetzt kommt. Wir haben uns ja vorher gegenseitig informiert, worüber wir sprechen werden. In der Tat denke ich, ist es wert, hier eine Sekunde innezuhalten und dem Gedanken „Zerschlagt den Laden des Konfuzius“, diesem wahnsinnigen Gedanken, die eigene Geschichte loswerden zu wollen, einen Moment aus einer anderen Perspektive nachzugehen, nämlich aus unserer eigenen: Kennen wir das aus der europäischen Geschichte nicht eigentlich auch, diese Forderung, alles Vergangene loswerden zu wollen? Wie ist es denn mit dem Faschismus, wie ist es mit dem Kommunismus, und noch weiter weg – mit dem Säkularismus? Weg mit der Theologie, weg mit der Kirche! Sogar die Aufklärung kann man vielleicht so sehen. Auf jeden Fall die Reformation, den Bildersturm. Also, auch wir hatten in unserer Geschichte nicht nur *einen* Moment, wo wir dachten, dass alles weg muss. Natürlich haben das nicht immer alle gedacht, aber das, denke ich, war in China auch nicht der Fall.

Thome: Ja, ich würde dem entgegenhalten und das Besondere der chinesischen Situation wirklich darin sehen, dass es bei uns doch meistens bestimmte Teile der Vergangenheit waren, von denen man sich lossagen wollte oder die man glaubte, überwinden zu wollen oder zu müssen. Es war schwerlich alles, was in der Praxis auch gar nicht mög-

lich wäre, und häufig sind diese Forderungen auch nur rhetorische Figuren. Aber wenn man sich anschaut, welche Anstrengungen in China tatsächlich unternommen wurden, also z.B. in der Kulturrevolution, um das Alte, wo man es nur antreffen konnte, zu vernichten, dann hat das doch eine andere Dimension. Ich werde nie vergessen, wie ich in den 90er Jahren bei Reisen durch Tibet *in the middle of nowhere*, also 60, 70, 80, gar 100 Kilometer von der nächsten menschlichen Siedlung entfernt, Tempelruinen gefunden habe, denn dahin, auf 4000 m Höhe, sind die Roten Garden in der Kulturrevolution gezogen, um noch irgendeinen Tempel zu finden, den sie zerstören konnten. Und dieser Furor und dieser kulturelle Selbsthass, der sich da ausspricht, der scheint mir doch sehr einzigartig zu sein. Und ich glaube, den muss man berücksichtigen und würdigen, wenn man das moderne China verstehen will, das unter den Folgen dieser Ereignisse immer noch leidet, was aber natürlich nicht thematisiert werden darf. Wir können darauf gleich noch einmal im Gespräch zurückkommen.

Der zweite Teil meines Eingangstatements ist etwas kürzer und ich mache einen großen Sprung in die Gegenwart, schließe thematisch aber dennoch nahtlos an das bisher Gesagte an. Der gerade skizzierte Zeitraum zwischen dem Opiumkrieg und der Staatsgründung der VR (1. Oktober 1949) umfasst rund hundert Jahre, und für diese Zeit gibt es im Geschichtsbild der Kommunistischen Partei einen Namen, nämlich die „hundert Jahre nationaler Demütigung“. Im Narrativ der Partei war China zwischen Opiumkrieg und „Befreiung“ der Spielball fremder Mächte, und es war die Kommunistische Partei, die der Nation ihre Souveränität und ihre Würde zurückgegeben hat. Die Lehre daraus lautet, und das ist entscheidend und leitend für alles, was in den vergangenen Jahrzehnten in China politisch passiert ist: Nie wieder darf China so schwach sein, dass es sich solcher Aggression nicht erwehren kann. Nie wieder darf es rückständig sein, denn das ist in China geradezu sprichwörtlich „wer zurückfällt, der lädt zu Prügel ein“ (chin. *luòhòu jiùyaò áidǎ* 落后就要挨打), wer schwach ist, lädt geradezu selbstverschuldet dazu ein, dass man ihm auch noch eins drauf gibt. Manchmal habe ich fast den Eindruck, dass die geradezu manische Technik- und Technologie-Begeisterung, die China-Reisenden sofort auffällt, hierin möglicherweise eine Wurzel hat, dass jede neue App sozusagen der Beweis dafür ist, China ist nicht mehr rückständig, folglich auch nicht mehr schwach.

Das Interessante ist nun, dass der Slogan von der hundertjährigen nationalen Demütigung seinen zentralen Platz in der chinesischen Volkserziehung nicht unmittelbar nach der kommunistischen Revolution eingenommen hat, sondern dreißig, vierzig Jahre später. Unter Mao Zedong dominierte ein Sieger-Narrativ; China hatte das Joch des Kolonialismus abgeworfen, hatte die Japaner geschlagen und die Nationalisten unter Chiang Kai-shek aus dem Land gejagt, und jetzt dominieren optimistisch kämpferische, vor allem klassenkämpferische Slogans über die nationalen Kategorien, die sogar der Ideologie entsprechend eher verpönt waren. Die Demütigung Chinas als Nation wurde den Chinesen ins kollektive Gedächtnis geschrieben, als sie in den 1980er Jah-

ren zu vergessen schienen, wem sie ihr Leben in Souveränität, Würde und steigendem Wohlstand zu verdanken hatten. Aus Sicht der Partei gipfelte das Vergessen in den Protesten auf dem Platz des Himmlischen Friedens 1989, nachdem die 80er Jahre vielleicht die freieste und liberalste Dekade in der modernen chinesischen Geschichte waren. Die Antwort ist bekannt, zumindest der erste Teil: zunächst die gewaltsame Niederschlagung der Proteste, und dann beginnt sogleich ein groß angelegtes Programm zur patriotischen Erziehung der ganzen Gesellschaft, in dem jetzt das Opfer-Narrativ der nationalen Demütigung an zentraler Stelle steht. Das geschah natürlich auch unter dem Eindruck des Zerfalls der Sowjetunion und des Untergangs der sozialistischen Bruderstaaten in Osteuropa.

Seitdem verlässt kein chinesisches Kind die Grundschule, ohne zu wissen, dass China in der Vergangenheit von europäischen Kolonialisten und japanischen Imperialisten übel mitgespielt wurde, und dass die Kommunisten dieses Treiben beendet haben (was nicht ganz stimmt, denn die ungleichen Verträge wurden schon 1943, also vor der Gründung der Volksrepublik unter Chiang Kai-shek aufgehoben). Seitdem beantwortet die chinesische Führung jede Kritik an der Lage der Menschenrechte im Land mit dem Hinweis, die Zeit der westlichen Vorherrschaft über China sei vorbei. Bisweilen entsteht der Eindruck, dass man in Peking keine Mühen scheut, um sich, wenn es opportun erscheint, beleidigt zu fühlen. Seitdem gibt es das eigentümliche Oszillieren zwischen den Muskelspielen der aufstrebenden Supermacht und der extremen Dünnhäutigkeit, die jede Kritik als Beleidigung der Gefühle des chinesischen Volkes darstellt. Zum Opfer-Narrativ gehört auch, dass Europa seine historische Schuld gegenüber China nie wirklich eingesehen hat, sondern weiter bemüht ist, das Land klein zu halten. Bisweilen steigert sich diese Haltung zum Glauben an eine große westliche Verschwörung von Europa und den USA und ihren Verbündeten mit dem gemeinsamen Ziel, Chinas Aufstieg zu verhindern.

Im Anschluss an den oben festgestellten Verlust der kulturellen Autonomie im 19. Jahrhundert würde ich die gegenwärtige Politik Chinas als versuchte Rückgewinnung der kulturellen Autonomie beschreiben. Die Standards, denen Chinesen zu entsprechen haben, sollen wieder zu Hause gesetzt werden: Wir Chinesen entscheiden selbst, was zu uns passt und was nicht. Um sich zu modernisieren, musste China bei den reichen Nationen des Westens in die Lehre gehen, aber die Lehrzeit soll nun ein für allemal vorbei sein. Vielleicht kann man die Finanzkrise von 2008/09 als den Moment bestimmen, da die chinesische Führung – einige Jahre vor dem Amtsantritt von Xi Jinping – beschlossen hat, dass China vom Westen endgültig nichts mehr zu lernen hat, da dieser offensichlich seinen „eigenen Laden nicht mehr im Griff hat“.

Europa war zu dem Zeitpunkt schon lange kein Hort von Ideen mehr, für die man sich in China besonders interessiert hätte, sondern nur noch ein Markt und ein beliebtes Reiseziel. Stattdessen rückt die eigene Tradition wieder in den Blick. Nachdem man den Laden des Konfuzius gründlich zerschlagen hat, baut man ihn nun Stück für Stück

wieder auf. Die gesamte Ästhetik und Bildersprache der allgegenwärtigen staatlichen Propaganda zeugt von einer Rückbesinnung aufs Eigene, die oberflächlich und instrumentell sein mag, oft kitschig, die aber zeigt, dass der chinesische Blick nach außen keiner Notlage mehr entspringt, dass er nicht länger ratsuchend oder sogar verzweifelt ist, sondern selbstbewusst und streng, und im Falle Europas oft auch gleichgültig. Als ich vor einigen Jahren eine junge Chinesin, die zum ersten Mal in Paris gewesen war, nach ihren Eindrücken fragte, zuckte sie mit den Schultern und sagte: Naja, die Metro ist schon ziemlich versifft. (Gelächter) Das war Paris! Wahrscheinlich hat sie trotzdem viel Geld ausgegeben für Dinge, die in China produziert worden waren ... Aber es geht um die Haltung. Diese Haltung gab es so vor 20, 30 Jahren nicht.

Alles bisher Gesagte gälte es in vielerlei Hinsicht zu ergänzen oder relativieren, aber das tun wir gleich. Jetzt gebe ich erst einmal Herrn Stanzel das Wort, der eigene Ergänzungen vornehmen und sicher auch ein paar Fragezeichen setzen wird, auf die wir im Gespräch zurückkommen können. Eine Frage, die ich für die folgende Diskussion aufwerfen möchte, lautet: Bedeutet die chinesische Rückbesinnung auf das Eigene – die geistigen Ressourcen der eigenen Tradition – auch eine Rückkehr zu den Denkfiguren des 19. Jahrhunderts (chinesische Essenz, westliche Mittel und solche Slogans) oder steht sie im 21. Jahrhundert unter ganz anderen geistigen Vorzeichen?

Stanzel: In der Tat viel, über das man sprechen und diskutieren kann. Zunächst lassen Sie mich aber der Romanfabrik und Herrn Hohmann für die Einladung danken. Es ist etwas Besonderes, als trockener Beamter im Ruhestand an der Seite eines Autors starker Literatur über so etwas Faszinierendes zu sprechen wie China – China und Europa.

Mythen kommen aus lang zurückliegender Zeit, aber sie reichen in die Gegenwart und manchmal erhellen sie die Gegenwart auch. Sie alle kennen die Königstochter, die Europa hieß, sie kam aus Asien nach Kreta und gab unserem Kontinent ihren Namen. Das hatte Folgen: zuerst für das Bewusstsein eigener europäischer Identität, dann für die Vorstellung von der Identität des Nicht-Europäischen. „Asien“ war für die Griechen ein unfriedliches, fremdes „Andere“. Es war bedrohlich, denn dort gab es nicht-demokratische, tyrannische Herrschaftssysteme, vor denen die aufgeklärten Bürger der kosmopolitischen Gemeinwesen Griechenlands auf der Hut sein mussten. Zugleich aber war Asien die alte Heimat, Ort geheimnisvollen Wissens jenseits neu gelernter, kluger Schulweisheit und – „*ex oriente lux*“ – von Religionen und Zivilisationen, von Pythagoras und anderen, von denen sich durchaus lernen ließ. Will sagen: die europäische Bereitschaft zur Selbstreflexion bedeutete immer, im Anderen auch uns selbst als Möglichkeit zu sehen. Das gilt von der Neugier Alexanders des Großen 300 Jahre vor Christus bei seinen Gesprächen mit indischen Yogis, von Humboldts Reisen, auch von Missionaren und sogar vom Kolonialismus bis hin zur Erfindung der Ethnologie und den Völkerkundemuseen wie hier in Frankfurt dem Museum für Angewandte Kunst.

Europas Blick auf die Welt ist also immer ein wenig wie Berlin: „Karneval der Kulturen“. Aber Europa gibt sich auch daran zu erkennen, dass es solche Neugier, Wissbegier und Offenheit den anderen eben nicht zutraut. Die Griechen erzählen nur von Alexanders Neugier: Er fragte die Yogis aus, nicht diese ihn. Wissbegierig sind immer wir, glauben wir – zu Recht oder zu Unrecht?

Das ist die Kulisse, in der China und Europa ihr Verhältnis miteinander haben. Darin findet sich über Jahrhunderte immer wieder eine Einstellung der Europäer, die sagt, China sei für uns das Andere, von dem man lernen kann; Europa sei für China dagegen das Andere, von dem man nicht lernen kann, oder will. Modelle anderer und besserer Staatlichkeit in China sah Leibniz und sahen die Bewunderer der Kulturrevolution im 20. Jahrhundert (zu denen ich früher übrigens auch gehört habe). Dagegen bewies sich die chinesische Unwilligkeit, Fremdes ins Land zu lassen nicht nur an der kalten Schulter, die sie den jesuitischen Gelehrten des 17. Jahrhunderts zeigten. Dafür steht auch die Große Mauer, die im 17. Jahrhundert erstmals das ganze Land abschotten sollte, das Verbot für alle Chinesen, auf Schiffen in die Ferne zu reisen und überhaupt so nahe an der Küste zu leben, dass man Fremden hätte begegnen können: die Ming-Dynastie (1368-1644) entkoppelte China von der Welt. Typisch erscheint da der berühmte Satz Kaiser Qianlongs (1735-1796, schon die nächste Dynastie, die der Qing, 1616-1811) in seinem Schreiben an den englischen König im Jahr 1793, China besäße alles und benötige keinen Handel mit anderen. Nochmals 100 Jahre weiter (nun sind wir in der Zeit, über die Herr Thome gesprochen hat) wurde der Kaiser Guangxu (1874-1908), der das Land nach japanischem Vorbild für Reformen öffnen wollte, von seiner Tante, der Kaiserinwitwe Cixi (1835-1908) kurzerhand weggesperrt. Öffnungsversuche gab es erst wieder nach der Revolution von 1911 (ja, da hieß es dann „Zerschlagt den Laden des Konfuzius“) und schließlich 30 Jahre nach Gründung der Volksrepublik: 1979 – und Sie sehen, schon sind wir von der Mythologie in der Gegenwart angelangt.

1979 begann die sogenannte Reform- und Öffnungspolitik. Sie führte geradewegs zu Missverständnissen in der Bevölkerung, die meinte, jetzt öffne man sich wirklich, und zur „Wand der Demokratie“ in Peking und weiter in die Gefängnisse für die, die an diese Wand geglaubt und sie beschrieben hatten. In den 80er Jahren unternahm die Führung der KP selbst Versuche, China auch politisch zu modernisieren, einige Jahre nur, bis zum Ende solcher Ideen auf dem Tiananmen-Platz, 1989. Wenn man das Fenster öffne, kämen eben auch ein paar Fliegen ins Haus, so Deng Xiaoping – aber was mit

den Fliegen zu machen sei, war damit auch erklärt. Und Deng Xiaoping war noch einer der Mutigeren. Der Generalsekretär der KPCh Jiang Zemin schrieb 1992 einen Aufsatz, in dem er dazu aufrief, jeder Chinese möge eine „stählerne Große Mauer“ im Herzen tragen, um sich gegen die Einflüsse zum Beispiel der deutschen Politik der „kleinen Schritte“ (es war ja kurz nach 1989), nämlich der Annäherung und des „Wandels durch Handel“ zu schützen.

So weit passt hier noch alles: China in Vergangenheit und Gegenwart und sein abweisender Blick auf Europa oder die Außenwelt in toto. Nur stimmt das Bild nicht. Die Wirklichkeit ist in der chinesischen Geschichte meist eine andere als dieses Bild vom sich selbst genügenden Reich in der Mitte der Welt, das wir haben. Die Wirklichkeit sehen wir eigentlich auch, wenn wir genauer hinschauen. Wir sehen sie hinterm Hauptbahnhof in Frankfurt in der kleinen Chinatown und natürlich längst in den großen Chinatowns wie in London oder Amsterdam. Die Wirklichkeit findet sich, wollen wir wieder in die Geschichte schauen, auch schon in den Aufzeichnungen der etwas Profaneren, dem Fußvolk der europäischen Mönche. Die kamen mit den Jesuiten nach China, fanden neugierige, offene Menschen vor, nur eben selten in den überheblichen Mandarinen. Der Strom der Studenten, der schon seit Ende des 19. Jahrhunderts nach Europa und in die USA fließt, zeigt die Wirklichkeit einer neugierigen, offenen Kultur. Lesen Sie Stephan Thomas Roman *Fliehkräfte*, mit einer herrlichen Schilderung eines äußerst neugierigen chinesischen Philosophie-Doktoranden. Literatur und Film zeigen diese Neugierde ganz genauso – Sie kennen sicherlich einige Namen chinesischer Film-Regisseure – ebenso wie die rapide Verwestlichung des äußeren Erscheinungsbildes chinesischer Ortschaften. Schon der 1860 von Briten und Franzosen zerstörte Sommerpalast in Peking war nach europäischem Vorbild erbaut und war ein Gegenbild des europäischen Interesses des 18. Jahrhunderts an recht dick aufgetragenen Chinoiserien. Wandel geht auch ohne Handel, zeigt uns das, Neugier und Wissbegier genügen, auch in China, Eigenschaften, die wir ja eigentlich für europäische halten.

Wie erklären wir uns den Widerspruch zwischen dieser Wirklichkeit und dem Bild selbstgenügsamer Isolation? Nun, Abkehr von der Welt und betriebsame Weltoffenheit, das sind in der Tat zwei Seiten der gleichen Medaille Made in China. Tatsächlich sind ihre beiden Seiten nicht voneinander zu trennen. Wir mögen glauben, das chinesische Reich besäße durchgehend die gleiche traditionsbewusste, in sich konsolidierte und beständige Kultur, genährt aus einem festen moralischen Boden, natürlich dem Konfuzianismus. Wir mögen auch an Chinas Desinteresse an unserer Welt glauben. Das ist aber ein Bild, das gerade die chinesischen Eliten, fast egal in welcher Zeit, zu pflegen gelernt haben, denn es ist ein Mittel ihrer Selbstverteidigung. Anders als in Japan gab es in China nur wenige, die im Moment empfundener Bedrohung das Land öffnen und sich aktiv mit dem Gegner auseinandersetzen wollten. Chinesische Expansion gab es über die Jahrtausende natürlich immer jede Menge, sie ging aber immer zusammen mit Zeiten, in denen China offen und imperial sein wollte. Das Bild des von der Welt abge-

hobenen mächtigen Chinas tauchte immer dann auf, wenn die Mandarin-Eliten sich bedroht fühlten. Nur dann zogen sie sich in die Arroganz ihrer vermeintlichen Selbstgenügsamkeit zurück, so wie der Ming-Kaiser, wie Kaiser Qianlong, wie die Tante des Reformkaisers, wie – tja: und wie eigentlich sieht das heute aus?

Abgeschlossenheit schützt. So meinte man früher und die modernen Mandarine neigen noch immer oder wieder dazu. Doch damit gibt es heute ein ganz großes und neues Problem für China. Denn wie wir wissen, gibt es wirtschaftliches Wachstum nur durch Verwebung mit der Welt, Interdependenz in der globalisierten Welt – und die KP hat ihre Macht darauf gewettet, dass niemand besser als sie den Chinesen wachsenden Wohlstand bieten kann. China steht zur Globalisierung, sagte denn Xi Jinping in seiner berühmt gewordenen Davoser Rede im Januar 2016. Nur handelt er anders.

Der Blick auf die 40 Jahre seit Beginn der Reform- und Öffnungspolitik zeigt, dass China sich geöffnet hat und gerne offen war, solange es sich noch als Herr der Entwicklung sehen konnte. China war gerne Werkbank der Welt, die enge Verbindung mit ausländischen Unternehmen war erfolgreiches Instrument, an moderne Technologien zu gelangen. Unterdessen aber lernten Chinesisch Englisch (und natürlich auch andere Sprachen) – soll heißen, immer mehr Chinesen schauten sich in der Welt um und fanden nicht schlecht, was sie dort sahen. Sie lernten viel und wendeten es im Ausland an (viele sind ja im Ausland geblieben) oder nach der Rückkehr zuhause, und so wurden, bevor die Partei es sich versah, Chinas Städte Abbilder westlicher Metropolen – zudem aber jetzt mit dem Glanz neuen Reichtums, keine versifften U-Bahnen ... (*Gelächter*). Die Menschen konversierten mit europäischen oder amerikanischen Gegenübern über die großen Fragen der modernen Welt. China will an der Spitze des Fortschritts stehen, Avantgarde sein. Die Frage ist da natürlich für die Spitze der KP: was für eine Rolle würde die Partei auf Dauer da noch spielen? Noch hält die resolute Repression, was sie immer versprochen hatte: das Volk einzuhegen. Aber wie lange noch?

Wie groß die Furcht vor den längerfristigen Konsequenzen der Öffnung geworden ist, zeigte sich schon kurz nach Machtantritt Xi Jinpings. Da sprach er in einer Rede davon, dass in China nicht passieren dürfe, was in der Sowjetunion geschehen war: Als der Kommunismus nämlich 1990 angegriffen wurde, „da stand kein einziger Genosse auf, ihn mit der Waffe in der Hand zu verteidigen“. Seit 2013 gibt es das sog. Partei-Kommuniqué Nummer 9, das das aus dem Westen eindringende verführerische Gedankengut und die Lektüre westlicher Schriften verbietet. Für die Universitäten bedeutet das, dass sie Fachliteratur nur den Studenten zugänglich machen dürfen, die diese für ihre Arbeit benötigen. Übrigens, auch das ist etwas, von dem Herr Thome schon weiß, dass ich es sagen würde, und wo wir vorher überlegt haben ....

Thome: ... Intervall, ja, damit es auch ein Dialog bleibt ... Ich habe natürlich zugehört und man kriegt bisweilen den Eindruck, dass die Chinesen tatsächlich diese Abschottung desto mehr wollen, je weniger sie möglich ist, also, je gefährlicher sie dann am

Ende auch für die eigene Entwicklung ist, die dann wiederum Grundlage der Legitimität der Herrschaft der KP ist, nämlich den Wohlstand im Reich zu steigern. Was mir dabei einfiel, ist eine Geschichte, die Sie (Stanzel) mir erzählt haben, als wir uns in Taipei damals trafen und die mich, ja, kann ich wirklich sagen, erschüttert und seitdem nicht mehr losgelassen hat. Sie haben von einer Begegnung mit Studenten an einer Partei-Elitehochschule in Shanghai erzählt, die Crème, die aufstrebende künftige Führungsschicht, die dort herangezogen wird und die natürlich als Teil der Ausbildung ins Ausland gehen muss, um es kennenzulernen und um überall auf der Welt Sprachen zu lernen. Und Sie haben die Leute, mit denen Sie sich zum Gedankenaustausch getroffen haben, vollkommen überfordert mit der Frage, ob sie denn in den Ländern, in denen sie gewohnt haben, mit Einheimischen, also z.B. mit Deutschen Freundschaften geschlossen hätten. Und die konsternierende Antwort war offenbar, „ne, wozu denn?". Also erstens geht es ja gar nicht, weil man in anderen sozialen Netzwerken unterwegs ist – die Chinesen haben von allem, was wir haben, Twitter, Facebook und so weiter, ihre eigenen Formate und bewegen sich darin, und dann guckt man sich Filme und Videos an u.s.w., d.h. man ist digital in anderen Welten unterwegs und da ändert es gar nichts daran, wenn man sich physisch gerade im selben Land befindet, das ist inkompatibel. Abgesehen davon ist es ja auch nicht notwendig, denn man hat ja über das Handy Kontakt zu den Freunden zu Hause, und wenn man sich abends einsam fühlt, dann kann man mit denen chatten, man braucht ja nicht irgendjemanden in Deutschland kennenzulernen. Ich musste erst einmal richtig schlucken und überlegen, wie man eigentlich zu einer solchen Haltung kommt. Erstens muss man natürlich ein rein instrumentelles Verständnis von einem Auslandsjahr haben, also so etwas wie Horizonterweiterung ist nicht gemeint. Es ist halt ein Schritt auf der Karriereleiter, aber, und das betrifft dann im engeren Sinne das, was Sie gerade geschildert haben: es gibt wohl offenbar auch so etwas wie die große Furcht vor der geistigen Kontamination durch Ideen, mit denen man zu Hause nichts anfangen kann, außer Ärger zu bekommen. Das spielt, glaube ich, eine große Rolle. Ich habe das in dieser schockartigen Klarheit nie erfahren, ich war z.B. vor zwei Jahren als Gastdozent an der Nanjing-Universität, die Studenten dort – alle im vierten Jahr – hatten auch alle ihr Auslandsjahr hinter sich und schienen das, nach meinem Eindruck, besser genutzt zu haben, aber trotzdem fand ich das (Gesagte) schockierend und interessant, weil es unter Umständen doch symptomatisch ist.

Wir alle stehen, wenn wir uns mit China beschäftigen, vor dem Problem, dass der Ausschnitt der chinesischen Welt, den wir betrachten können, so wahnsinnig klein, beziehungsweise das Land so groß ist. Wir wissen nie, ob das, was uns begegnet und was wir sehen, landestypisch ist oder die Ausnahme. Den Chinesen geht es auch so, die sind auch damit überfordert, ihr Land auf den Begriff zu bringen. Aber die Indoktrination durch die Partei scheint Wirkung zu zeigen, wenn junge Leute das Land verlassen und davon Abstand nehmen, sich über Dinge zu informieren, die für kognitive Dissonanzen im eigenen Kopf sorgen könnten.

Stanzel: Ich glaube, ich habe Ihnen damals geantwortet, dass zwei Jahre schon eine Menge ausmachen, zwei Jahre Unterschied. Mein Eindruck ist, dass jeder Besuch in China es eindringlicher zeigt als der vorherige, dass China sich tatsächlich nun selbst von der Welt entkoppelt; davon redet Donald Trump zwar immer („Wir müssen uns von China abkoppeln!"), dazu braucht es aber keinen Donald Trump mehr, der derzeitige „Kaiser" macht schon das, was der ehemalige Ming-Kaiser vorgemacht hat. Es gibt keine ausländischen Fernsehsender im TV mehr, keine westliche geistig verschmutzende Lektüre, stattdessen eine echte Militarisierung der Öffentlichkeit – bei gleichzeitig weiterlaufender Modernisierung. Sie erinnern sich an Marshall McLuhan und sein globales Dorf. Dieses „Dorf" steht heute in China, es ist China, aber als Shopping Mall unter Polizeibewachung.

Wenn nun aber andererseits China der Welt gegenüber geöffnet bleiben muss, um die Macht der KP durch fortlaufendes Wirtschaftswachstum zu wahren, dann funktioniert das nur, wenn die Welt nach Chinas Bild geformt wird. Chinesisches Regierungshandeln folge der Partei (nicht Gesetzen oder ähnlichem), sagt Xi Jinping, und es sei folgerichtig, dass das auch außerhalb der Grenzen Chinas gilt. Wir machen es mit unseren eigenen liberalen Regeln eigentlich gar nicht anders: was Zuhause gilt, so wollen wir, soll auch in der Welt gelten. Die Regeln der Weltordnung wendet China selektiv an; so wie's passt. Wir ja manchmal auch. Die eigenen Regeln versucht es unterdessen in internationalen Verträgen und Dokumenten der UNO festzuschreiben; so etwa, dass die Regierung eines jeden Landes die entscheidende Autorität ist, die festlegt, ob Menschenrechte im Land verletzt werden oder nicht. Einfache Lösung! Und mit dieser Lösung hält es uns Europäern, wenn wir in die Geschichte zurückschauen, den imperialistischen Spiegel vor. Und sagt es auch so: Im Buch über Xi Jinpings „Chinesischen Traum" heißt es, China sei es vom Schicksal bestimmt, die Welt zu führen. Wir Europäer kennen diese Sprache (Gelächter). Und dass China seine Probleme effektiver löse als die Demokratien es könnten, hören wir aus Peking auch immer häufiger, zuletzt im Zusammenhang mit der Bewältigung der Krise des Coronavirus.

Wie damit umgehen? Es wird Zeit für einen erneuten Wechsel der Blickrichtung. Heute ist es verblüffenderweise mit einem Mal die europäische Seite, die Schutz vor China sucht. Der BDI und die EU-Kommission sprechen von China als Europas „systemischen Rivalen". Das Gefühl der Bedrohung, das die Griechen beim Blick nach Asien hatten: wir Leser des „Spiegel" mit Titelgeschichten wie jener über die „gelbe Gefahr", kennen sie auch. Napoleon kannte die Furcht auch. Er warnte, wenn China erwache, werde die Erde beben, und der Wirtschaftsjournalist Erich von Salzmann warnt 1929: „China siegt!" Europa fühlte sich also ganz wohl mit China, solange es exotisch blieb und kulturell, künstlerisch und philosophisch viel zu bieten hatte, aber bitte nur das bot, was wir suchten! Wenn es mit eigenen Ansinnen auf uns zukam, dann löste es Furcht aus. Das gab es zu Beginn des 20. Jahrhunderts (oder des späten 19. Jahrhunderts, daher kommt ja der Begriff der „Gelben Gefahr"), und heute gibt es das tagtäglich.

Europa ist für China in erster Linie Markt, Ort guter Universitäten und brauchbarer Technologie, und auch touristischer Attraktionen. Die EU wäre auch genehm als politischer Partner, um den USA gegenzuhalten. Will sie das nicht, werden EU-Staaten oder Regionen in EU-Staaten mit dem Versprechen, Privilegien genießen zu dürfen, gegen Brüssel in Stellung gebracht. Der chinesische Botschafter in Schweden hat es im letzten Jahr deutlich auf den Punkt gebracht: „Für unsere Freunde haben wir Schnaps, für unsere Feinde Gewehre."

Wie machen es die USA? Da sehen wir eine Entwicklung, die schon vor Donald Trump begonnen hat. Während die Sicherheits-Community in den USA schon lange skeptisch auf den Aufstieg Chinas schaute, muss nun auch die Business- and Tech-Community feststellen, dass Chinas Konvergenz zu echter Marktwirtschaft und dem Einhalten internationaler Regeln vorläufig nicht in Aussicht steht. Amerikanische Unternehmen können bei ihren Regierungen nicht mehr überzeugend dafür werben, die Märkte offen zu halten. Die US-Regierung wiederum schafft gezielt Risiken, um amerikanische - und auch europäische! - Unternehmen vom Handel mit China abzubringen. Obwohl die Gefahreneinschätzungen der Europäischen Union und der Vereinigten Staaten weitgehend deckungsgleich sind, sind die Lösungsansätze grundverschieden und inkompatibel: eine „Entkopplung" wollen Europas Regierungen und Unternehmen bisher nicht.

Trotzdem: Angst ist kein guter Ratgeber, erst recht nicht, wenn beide Partner Angst voreinander haben. Entkopplung wollen Europas Unternehmen bisher nicht. Wohl beobachten wir in China heute, wie sich, den Bemühungen der KP zum Trotz, die Lebensstile pluralisieren, wie bei uns! Wir sehen – denken Sie an die Reaktion vieler Bürger in Wuhan auf Corona! – wie eine in der neuen chinesischen Zivilgesellschaft breit verankerte Bereitschaft zur Übernahme persönlicher Verantwortung wächst. Absolut modern. Dennoch hat die KP in den knapp 100 Jahren ihres Bestehens gelernt, wie wichtig Macht ist (kommt aus den Gewehrläufen, nicht wahr? – das hat Mao gesagt), und wie man an ihr festhält (mit Hilfe der Gewehre). Die Front wird noch einige Zeit halten, und China den Zwiespalt zwischen Offenheit und Abgeschlossenheit aus Furcht ertragen müssen. Das heißt für uns: auch wir müssen ihn aushalten. Die Erkenntnis, dass die Lage Chinas unserer nicht unähnlich ist, hilft uns Europäern mit unserer Neigung zur gesteigerten Selbstreflexion, besser zu verstehen und besser einzuordnen, was da geschieht, wie Stephan Thome vorhin seine Ausführungen begonnen hat. Und mit diesem lernenden Blick nach Asien, den die Griechen uns gelehrt haben, erkennen wir vielleicht, dass wir letzten Endes, wenn wir nach China gucken, in einen Spiegel schauen. So weit erst einmal. Jetzt, Herr Thome, sind Sie wieder dran.

Thome: Jetzt haben wir das Feld abgesteckt und sehen erschrocken: es ist sehr groß! Man kann endlos über China reden. Wir alle interessieren uns natürlich aus unserer Perspektive für China, d.h. sehr stark für die Gegenwart und die Frage des Umgangs mit dem Land heute. Vielleicht machen wir aber doch noch einmal einen kleinen Schwenk in die Geschichte. Mir ist bei der Vorbereitung für diesen Abend aufgefallen,

dass wir dieses Gefühl haben, dort herrsche eine so andere Sicht auf die Welt und gerade auch auf das, was aktuell in China passiert. Das ist mir schon in meiner früheren philosophisch-akademischen Arbeit aufgefallen, als ich verfolgt habe, wie sich ein bestimmtes China-Bild bei uns entwickelt hat. Im frühen 19. Jahrhundert wird das Bild, das für uns lange Bestand gehabt hat, grundgelegt. Hegel sagt in seiner Geschichtsphilosophie, in China gebe es keine Geschichte, Geschichte, wie er sie verstand, also Fortschritt im Bewusstsein der Freiheit, dort gebe es diese Dynamik nicht, in China sei alles starr und erstarrt. Und Max Weber denkt in ähnlichen Spuren, wenn er fragt, woher die kapitalistische Dynamik kommt, die er in der protestantischen Ethik findet – ich raffe das jetzt sehr – und sagt, die Spannung gegen die Welt, die grundlegend ist, für die Herausbildung einer solchen Dynamik, die fehlte in China auch. Also immer wieder ist der Blick auf China an den Selbstverständlichkeiten des Eigenen geschult und er stellt fest, was alles nicht da ist. Und dann gewöhnt man sich eben an, China als dieses erstarrte, monolithische undynamische Ding und Land zu sehen. Das ist uns so selbstverständlich geworden, dass uns diese gigantische Dynamik, die es in den vergangenen Jahrzehnten entfacht hat, zu überfordern scheint. Das muss man aber nun einmal kontrastieren mit dem chinesischen Blick, für den diese Zeit, in der China rückständig war, hinter den Westen zurückfiel und deshalb auch zum Spielball der westlichen Kolonialmächte wurde, immer eine Ausnahme war. Also das, was jetzt passiert, bedeutet eigentlich aus chinesischer Sicht und im chinesischen Narrativ, dass China jetzt wieder den Platz einnimmt, zumindest dahin strebt, der ihm gebührt und den es über Jahrhunderte auch innegehabt hat. Da gehen die Perspektiven von Anfang an weit auseinander.

Stanzel: Uns fiel auf, was nicht da war, wenn wir nach China geguckt haben. Und der Punkt, den ich vorhin einmal so angetippt habe, ist: dieses Denken bei den Europäern war für die Chinesen eigentlich ganz bequem! Es war sogar ganz schön, dass dieses „tian xia-Denken“, ihr seid die Mitte der Welt, von den Europäern nicht anerkannt, aber erkannt wird, und somit China eine eigene Position eingeräumt wird. Deshalb war es mir so wichtig, vorhin zu unterstreichen, dass dieses Beharren auf diesem Bild oder die Nutzung dieses Bildes auch eine Art Selbstschutz für China immer dann war, wenn es sich bedroht fühlte. Natürlich hatte China in seiner Geschichte immer wieder lange, lange Perioden – Sie haben es ja vorhin ausgeführt – in denen es der Welt gegenüber ganz offen gewesen ist, wo Chinesen überall hingereist sind. Ja, das war die expansive, ja die imperiale Phase verschiedener Dynastien. Wenn China aber bedroht wurde, dann hat es rekuriert auf dieses Selbstbild von „naja, die können uns ja gar nichts bringen, wir sind ja sowieso Mitte der Welt und die da im Westen, wie Herr Leibniz schreibt, die erkennen das ja selbst!“ Deshalb halte ich es für wichtig zu unterscheiden zwischen der Eigenperzeption, die auch noch instrumentalisiert wird im Verkehr mit außen, und dem, was wir real in China vorfinden: Ein Land, das sich gar nicht so sehr von anderen Ländern auf dieser Welt unterscheidet, das manchmal nach außen expandiert, ausgreift und gleichzeitig auch Interesse zeigt, nach außen zu gehen, ein Land, das sich manchmal bedroht fühlt, wie als die Nomaden von Norden kamen, wie später, als die Euro-

päer kamen, und das etwas dagegensetzen musste. Das war dann eine eigene Art von Selbstbewusstsein, das wir vielleicht auch deshalb so gerne bestärkt haben, weil es so einen exotischen Touch hat, nicht wahr? Wenn man sagen kann: „Guck mal, die sind ja ganz anders! Die sehen sich als Mittelpunkt der Welt. Das ist ja ganz außerordentlich!“ Wenn man das geschichtliche Denken der Chinesen durch die Jahrtausende betrachtet, dann ist das nicht so eine Konstante, sondern meiner Auffassung nach Selbstschutz.

Thome: Das heißt, so besonders war das gar nicht. Chinas Besonderheiten zu erkennen, ist uns aber aufgrund der Größe und inneren Vielgestaltigkeit des Landes immer schon schwergefallen. Wir halten China für monolithisch, und das kommt daher, dass für uns alle Facetten gleich aussehen: alle gleich fremd. In Wirklichkeit war China immer ein multinationales Land… – es gibt jetzt, glaube ich, 55 oder 56 anerkannte nationale Minderheiten in China. Als ich in den 90er Jahren dort studiert habe, waren es noch 50, es sind also noch welche dazu gekommen, die alle ihre eigenen Sprachen und Überlieferungen etc. haben. Wir tun uns schwer, diese Dinge wahrzunehmen. Vorhin haben Sie gesagt, wir nehmen – also *historisch* – nur wahr, was uns von China unterscheidet, was anders ist, wo das fehlt, was wir haben und was wir deshalb erwarten. *Heute* hat man manchmal den Eindruck, dass China-Touristen besonders das wahrnehmen, was gleich ist und daraus folgern sie dann, es habe eine Verwestlichung stattgefunden ....

Stanzel: ... all das, was noch besser funktioniert als bei uns ...

Thome: ... die U-Bahn zum Beispiel ... nun gut, die sind ja alle nicht älter als 20 Jahre. In Peking ist sie älter, aber ansonsten sind sie funkelnagelneu ...

Stanzel: ... lassen Sie mich hier kurz eine kleine Anekdote anbringen, denn das fand ich so faszinierend auch bei der Vorbereitung hier. Sie hier kennen das nicht so gut wie wir Berliner, die Sache mit dem Flughafen ...

Thome: ... das hat sich schon bis nach Frankfurt durchgesprochen ...

Stanzel: ... aber chinesische Zeitungen haben geschrieben, „bei uns dauert so ein Bau nur ein Drittel so lange, wie es in Berlin zu dauern scheint“. Der Punkt ist, dass ich in einer 400 Jahre alten Reiseaufzeichnung von dem Dominikanerpater Navarro die Beschreibung finde, wie in China in nur zwei Jahren eine Stadtmauer gebaut wurde, während es „bei uns“ sechs Jahre dauern würde. Dreimal so lang ... (*Gelächter*) Entschuldigung.

Thome: ... das hängt wahrscheinlich damit zusammen, dass der Denkmalschutz schon zu Zeiten des Herrn Navarro etwas komplizierter war ... Ich möchte noch einmal die kognitive Auseinandersetzung mit China auf den Punkt bringen. Als ich vor anderthalb Jahren auf Lesereise mit meinem Buch „Gott der Barbaren“ war, haben mir natürlich hinterher viele Leute von ihren China-Reisen erzählt. Immer war es ein Festhalten an dem, was einem zuerst ins Auge springt, das sind dann eben McDonalds, die westli-

chen Hotels oder die bestimmten Luxusmarken, die man auch bei uns kennt und dann wird das sofort rubriziert unter dem Stichwort einer großen Verwestlichung und dann folgert man daraus, dass sich China eigentlich genauso entwickelt wie wir. Ich habe manchmal den Eindruck – und ich frage mich, ob Sie dem zustimmen –, dass wir nicht darauf eingerichtet sind, den chinesischen Weg und die chinesische Entwicklung in ihren Eigenheiten zu verstehen. Ein anderer Punkt, in dem sich das immer wieder zeigt: wir sehen die gewaltige wirtschaftliche Dynamik, die in China offensichtlich ist, die glitzernden Fassaden, die vielen neuen Häuser, die teuren Autos auf den Straßen und dann ist (für uns) sofort klar: das ist kein kommunistisches Land mehr! Meiner Meinung nach eine der gefährlichsten Fehlwahrnehmungen, wenn es um das moderne China geht. Es scheinen sich da immer so eigene Assoziationsketten abzuspulen und man kommt nicht los davon, alles immer sofort in den eigenen Rahmen einzuordnen.

Stanzel: Zuerst zu dem Punkt, ob kommunistisches Land oder nicht: es ist so eine schöne Mischung aus einerseits Leninismus und Kommandowirtschaft, von der Partei gesteuert, und dann auch wieder Laissez-faire-Kapitalismus; es ist auch schwer, das auf einen Begriff zu bringen. Chinesen haben ja auch Schwierigkeiten, das zu definieren und nennen es „Sozialismus mit chinesischem Charakter“.

Aber zurück zu dem ersten Punkt, der es Wert ist, dass man sich länger mit ihm auseinandersetzt. Sie haben es ja auch am Schluss Ihrer Ausführungen gemacht, als Sie von dem Versuch der Rückgewinnung der kulturellen Autonomie sprachen. Seitdem ich mich mit China beschäftige, begegnet mir immer wieder die Klage von chinesischen Intellektuellen über die „geistige Orientierungslosigkeit“ ihres Landes und die verschiedensten Versuche der Partei, dem Land geistige Orientierung zu geben. Ein Mitglied des Politbüros, zuständig für die Religionen, sagte mir allen Ernstes, wir, die Partei, haben überprüft, welche Religion dafür geeignet ist, das geistige Vakuum bei den Chinesen zu füllen. Und dann zählte der Mann auf: Protestantismus, Katholizismus, Islam, Buddhismus, Taoismus und warum sie alle nicht in Frage kommen, und die Partei am Ende doch festgestellt habe, besser als der Marxismus sei doch nichts für die Chinesen. (*Gelächter*) Ja, das klingt nach Ironie, aber es war bitterernst gemeint. Deshalb würde ich das, was Sie als die „Rückgewinnung der eigenen Autonomie“ bezeichnen, den „Versuch der Rückgewinnung kultureller Autonomie“ nennen. Hier ist dieses enorme Vakuum, dieses Defizit, und viel größer noch als das Drama in den 1920er Jahren (Zerschlagt den Laden des Konfuzius!), wo man noch die Hoffnung hatte, mit westlichen Ideen würde sich das füllen, ist es heute tatsächlich eine Leere. Wenn Sie heute sehen, wie Konfuzius wiederbelebt wird – diese kulturelle Autonomie ist ein Fake! Wer von den Parteigenossen und -genossinnen kann Ihnen denn ersthaft etwas über den Konfuzianismus erzählen? Wer kann Ihnen etwas über Taoismus, über Buddhismus sagen? Es ist nichts da. Es wird versucht, das wieder als chinesische Kultur darzustellen und die Chinesen dazu zu bringen, stolz darauf zu sein. Vielleicht klappt es ja auch. Die Partei ist ja durchaus geübt darin, die Massen zu bewegen. Vielleicht klappt

es, aber die Momentaufnahme ist für mich die Momentaufnahme einer verzweifelten Situation. Das Land bewegt sich mit enormer Dynamik in eine Moderne jenseits der Moderne, wie wir sie kennen. Denken Sie nur an die technologische Entwicklung. Und gleichzeitig fragen sich Chinesen: „Warum?“ Aus den Beiträgen im Internet kann man gerade im Zusammenhang mit dem Coronavirus die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Lebens deutlich herauslesen.

Thome: Das ist ein wichtiger Punkt, dass sich nicht nur die KP die Frage stellt, welche Religion am besten zu ihrem Volk passt, obwohl das eine sehr typische Frage dafür ist, wie das Denken dieser Parteikader funktioniert. Sie gehen nicht davon aus, dass Gesellschaft ein genuines Ding ist, von verschiedenen Gruppen, die verschiedene Interessen haben, die dann irgendwie in einen Ausgleich gebracht werden müssen. Gesellschaft ist laut der Ideologie zunächst Produkt politischen Managements. Trotzdem gibt es nach meiner und wahrscheinlich auch nach Ihrer Beobachtung von dieser Orientierungslosigkeit, von diesem Vakuum, von dieser metaphysischen Obdachlosigkeit eine Sehnsucht der Chinesen nach einer Möglichkeit, einen möglichst unverstellten Zugang zur eigenen Kultur zu gewinnen.

Als ich vor zwei Jahren an der Nanjing-Universität unterrichtete, war ich gelegentlich auch in den Häusern von Professoren eingeladen, und fast alle machten zu Hause ihre Kalligraphie-Übungen. Also eine alte Kulturtechnik, die eigentlich völlig ausgestorben ist. Sie hatten diese Probetafeln, auf denen man sofort wieder wegwischen kann, was nach nichts aussieht, im Schlafzimmer neben dem Bett aufgebaut. Ein befreundeter Schriftsteller hat mich dann zu einem Ausflug zu einer Neubausiedlung mitgenommen. Wenn wir Neubausiedlung hören, denken wir an ein paar Straßenzüge. Es war natürlich eine chinesische Neubausiedlung, d.h. dort wurde eine ganze Stadt gebaut,

so für 20 bis 25.000 Menschen. Es gab auch ein Besucherzentrum und dort konnte man sich die Häusermodelle und wie hinterher alles aussehen soll ansehen, und es gab auch schon eine Handvoll Häuser, die man bereits begehen konnte. Diese Häuser waren im Sìhéyuàn (四合院), also dem traditionellen nördlichen Baustil mit diesen kommunizierenden Höfen gebaut, so, wie es in der Qing-Zeit in Peking wohl ausgesehen hat. Ich bin sprachlos-staunend da hindurchgegangen. Die Chinesen waren alle begeistert, wie schön das aussieht, und ein Gedanke, der mir spontan durch den Kopf gegangen ist, war: „die Chinoiserie ist wieder zurück!", bloß nicht bei uns, sondern in China! Wenn ein Chinese in Sanssouci steht und dieses Teehaus ansieht, dann fängt er an zu lachen, weil es so offensichtlicher Fake ist, aber wenn er 25.000 von diesen Häusern in der Provinz Jiangsu sieht, dann ist er begeistert. Das schien mir eine ganz genuine und echte Begeisterung zu sein, die so etwas wiedererkennt und sich wünscht, es wäre echt. Ja, aber es ist nicht echt.

Stanzel: Vielleicht sollten wir weniger von China sprechen, wenn es eigentlich die Partei ist, die versucht, hier Dinge zu steuern. Die chinesische KP ist hier in einer ganz schwierigen Lage. Sie weiß, wie ich vorhin gesagt habe, wie man an der Macht bleibt, und hat das seit ihrer Gründung vor 70 Jahren immer wieder mit drastischsten Mitteln bewiesen. Aber was helfen diese Mittel, wenn sich die Menschen in den Köpfen verändern? Das kann man dann noch mit elektronischen Mitteln zu kontrollieren versuchen, mit Unmassen von Internetzensoren, die da zugange sind, man kann Zugang zu westlicher Literatur verbieten, wie ich es eingangs ausgeführt habe – das Kommuniqué Nr. 9, ganz unglaublich, was darin alles verfügt wird, was nicht gehen soll –, das alles kann man zu kontrollieren versuchen und dennoch, dennoch ist China abhängig von der interdependenten Interaktion mit dem Rest der Welt. Die KP hat ja nach 1989 praktisch den Marxismus ersetzt durch a) Nationalismus und b) Wirtschaftswachstum. Reich werden ist gut, hat Deng Xiaoping gesagt und wir, die KP, haben China vom Kolonialismus, von den Japanern usw. befreit, wir stehen für das Land. Also, wenn das die Grundlage der Herrschaft der KP ist, dann muss sie das sicherstellen auch in einer Zeit, in der China eigentlich abhängig davon ist, dass die Globalisierung funktioniert. Wie Xi Jinping es seinen westlichen Zuhörern in Davos ja gesagt hat. Wie kriegt man das jetzt zusammen: die Macht zu erhalten und gleichzeitig für diese Machterhaltung an der Öffnung Chinas festzuhalten? Diesen inhärenten Widerspruch im Verhalten der KP, das ist das, was wir jetzt live miterleben, jeden Tag, wenn wir nach China gucken.

Thome: Das Kommuniqué Nr. 9 wurde jetzt schon zweimal angesprochen. Es kam 2013 heraus und wurde an die Presse lanciert. Die Partei ist natürlich zentralistisch und funktioniert so, dass immer Handlungsanweisungen an die untergebenen Stellen ausgegeben werden in Form von solchen Kommuniqués, an die Provinzverwaltung und die gibt es weiter an die Kreiszellen, denn die KP ist ja auf allen Verwaltungsebenen in China präsent. Das Kommuniqué Nr. 9 ist eine Warnung vor den zersetzenden Einflüssen der westlichen Kultur. Ich habe es mir gestern noch einmal durchgelesen. Es

sind sieben Punkte, in denen die Gefahren aufgelistet werden und die giftigen geistigen Ideen, gegen die sich China wappnen muss, also repräsentative Demokratie, freie Presse, Zivilgesellschaft und es steht immer das Attribut „westlich“ dabei. Es wird stets der Eindruck erweckt, dass es da Kräfte im Westen gibt, die an einer Zersetzung Chinas interessiert sind und die Verbündete im Innern haben. Das ist sozusagen das alte stalinistische Modell. Da es immer den Kampf der besiegten Klasse gibt, die sich mit den Unbelehrbaren innerhalb der Partei verbündet, muss man sie bekämpfen und dazu muss man die Gesellschaft kontrollieren, über die Gewehre, aber nicht nur. In China im Altertum über „*wen*“ (文) und „*wu*“ (武), also über die Literatur oder das Wort und die Waffen, und genauso auch bei Stalin, der in seiner berühmten Rede die Schriftsteller „die Ingenieure der menschlichen Seele“ genannt hat. Da ist aber immer wieder der geistige Belagerungszustand: „wir sind von feindlichen Kräften umgeben, wir müssen auf der Hut sein, um uns gegen sie zu erwehren“. Die Kontrolle der Gesellschaft und die immer wiederkehrende Reinigung und Säuberung der Partei sind die wesentlichen Mittel dafür. Da ist Xi Jinping ja tätig gewesen und hat einige hohe Parteivertreter unter dem Vorwand der ... (naja, was heißt Vorwand – korrupt sind sie alle) unter dem Anklagepunkt der Korruption von ihren Positionen beseitigt. Jetzt kommt Herr Hohmann!

Hohmann: Lieber Herr Thome, lieber Herr Stanzel, es kommt ein Stichwort nach dem anderen. Ich greife das letzte Stichwort auf: Kommuniqué Nr. 9. Karl Marx sprach von der Waffe der Kritik und von der Kritik der Waffe. Und Sie, Herr Stanzel, sagten eben, wenn ich das glauben darf und Sie nicht von der Titanic hierher geschickt wurden, so etwas zu erzählen, dass also ein führendes Politbüromitglied gesagt hat, also wenn wir uns alle Religionen in der Welt anschauen, die es gibt, ist die Religion von Karl Marx die für uns passendste. Also das muss man sich auf der Zunge zergehen lassen, das kann die Titanic gar nicht erfinden, so gut ist das. Also, das ist Original ...

Stanzel: Das ist Original, in der Tat, und das war, wie gesagt, ein hoher Funktionär, der mit mir den Besuch von einem hochrangigen deutschen Politiker vorbereitet hat, von dem er wusste, dass dieser über Probleme der Religionen in China, katholische Kirche, aber auch Tibet sprechen würde, und er wollte mir vorher erklären, wie das Politbüro, wie die Partei die Sache sieht, damit ich dem Politiker nach seiner Ankunft schon sagen würde: „Bitte übertreiben Sie’s nicht mit der Kritik!“

Hohmann: Wenn wir jetzt auf das Thema des Abends zurückkommen, der Blick Chinas auf Europa, dann ist das Verrückte ja, dass China aus Karl Marx einen Religionsgründer macht, der eine große Rolle in der KP Chinas hat. Das ist ja nun wirklich ein verzerrendes Bild, um es einmal freundlich auszudrücken, auf das, was Karl Marx für uns darstellt. Wie würden Sie denn, Herr Sanzel, und du Stephan, zusammenfassen, was ist jetzt Europa für China? Ist es abschreckend (natürlich, es ist alles abschreckend, siehe Kommuniqué Nr. 9), aber gibt es etwas, das die Chinesen anzieht, außer der neuen Frankfurter Altstadt?

Thome: Man muss immer aufpassen, dass der Diskurs über China nicht irgendwie selbstgefällig wird, weil die vielen Absurditäten, die einem begegnen, wenn man sich in dem Land umsieht, den Blick auf anderes wieder verstellen. Das war jetzt ein Vertreter der Partei, der Karl Marx zum Religionsgründer ernennen wollte. Man muss zunächst einmal feststellen, dass es auch einen Irrtum, ja eine Selbstgefälligkeit auf unserer Seite gibt, gegen die ich immer versuche zu argumentieren. Wir denken immer, wir wissen über China mehr als die über uns, denn wir leben ja in einer freien Gesellschaft, haben Zugang zu allen möglichen Informationen und die leben in einer Diktatur und der Fluss der Informationen und der Medien wird streng kontrolliert. Das ist soweit richtig, aber was wir daraus folgern wollen, ist völlig falsch: die Chinesen setzen sich seit 150, 160, 170 Jahren sehr sehr intensiv mit dem Westen auseinander, oft kritisch, aber oft auch begeistert, westliche Denker wie Hegel, Kant, Heiddegger spielen eine ganz große Rolle, an jedem philosophischen Institut in China findet man Spezialisten, alles ist übersetzt! Wenn ein Chinese keine andere Sprache als Chinesisch kann, dann kann er trotzdem den ganzen Habermas lesen und den ganzen Saussure und den ganzen Derrida und Freud ... alles ist da. Und wenn man kurz fragt, wie ist es umgekehrt? Pause. Konfuzius, Laotse und dann fehlt ein paar hundert Jahre etwas und dann immer noch pro Jahrhundert nur zwei Bücher. Das ist ein solches Missverhältnis in der Art und Weise, wie eine Kultur zugänglich ist und beispielsweise in ihrem Schrifttum vorliegt, das darf man einfach nicht vergessen, um das Bild nicht zu einseitig zu machen.

Stanzel: Zu dem letzten Punkt zuerst: es ist ja kein europäischer Unwille. Ich glaube schon an die ausgeprägte europäische Wissbegierde, von der ich vorhin gesprochen habe, aber sie reflektiert auch die Machtverhältnisse. In der Tat waren die Kolonialisten, die Imperialisten überlegen, und haben damit die eroberten oder unterdrückten Völker – und China, das ja auch noch nicht einmal ganz kolonialisiert wurde, ist da ja nur eins unter vielen unterdrückten Völkern – gezwungen, sich auseinanderzusetzen mit den Kolonialherren und deren Denken und so weiter und so fort. Das ist die Tradition, die wir noch verfolgen können.

Aber zu Ihrer Frage: was weiß der Chinese über Europa? Jeder Chinese weiß etwas anderes. Wenn wir auf die Partei schauen, dann gibt es da die ausgewählten Kader, insbesondere an der Parteihochschule in Peking, die haben Zugang zu praktisch allem, was sie wissen wollen. In den Parteihochschulen in den Provinzen, die darunter sind, haben sie etwas weniger Zugang, aber es ist immer noch die Crème de la Crème der Partei, 90 Millionen Mitglieder! Da gibt es eine ganze Menge Menschen, die sehr viel Zugang zu Wissen über den Westen haben. Dann gibt es die große Masse der Bevölkerung und hier hat jeder einen anderen Zugang. Natürlich hat jemand, der in die USA geht und in Harvard studiert, einen enormen Zugang zum Wissen des Westens. Jemand aber, der an das Fraunhofer Institut in Konstanz geht, der wird sich dann vor allem mit dem Segment beschäftigen, das ihn fachlich interessiert. Der weiß wieder etwas ganz anderes. Und dann gibt es wieder diese Studenten, über die wir vorhin sprachen, die gar kein

Interesse haben, wenn sie im Ausland sind, viel über das andere Land zu lernen, denn sie sind in ihrer eigenen, per Smartphone vermittelten Welt zu Hause und da ist es ganz egal, an welchem geographischen Punkt sie sich aufhalten. Also, jeder weiß etwas anderes, manche wissen enorm viel, manche wissen enorm wenig, aber, was ich vorhin in meinen Ausführungen zu unterstreichen versucht habe, Neugierde und Wissbegierde ist auch eine chinesische Eigenschaft. Die KP versucht sie, einzugrenzen, siehe Dokument Nr. 9, aber die Zivilgesellschaft – sie ist da!

Thome: Der Beginn dieser patriotischen Erziehung setzt nach der Niederschlagung der Studentenproteste ein. 1990 wurden auch die Lehrpläne dementsprechend umgestellt und dann wurde diese patriotische Erziehung zum Pflichtfach für Oberschüler. Das war insofern revolutionär, als damit zum ersten Mal chinesische Geschichte Teil des Lehrplans der letzten drei Schulklassen war, der Oberstufe, denn vorher hat man in der Oberstufe nur internationale Geschichte gelernt. Das ist auch bemerkenswert, denn ich habe in meiner Schulzeit über China nichts erfahren. Das ist inzwischen hoffentlich ein bisschen anders (beschwichtigende Geste von Herrn Stanzel ...)

Stanzel: In Biedenkopf war das so ...

Thome: ... ja, aber wir haben da ja nicht unsere eigenen Lehrpläne gemacht. Nein, aber das kam in der Tat überhaupt nicht vor, dieser Blick über den Tellerrand hinaus – russische Revolution klar, aber China, das gab es nicht. Und deshalb stimmt für China – alle wissen etwas anderes, alle haben ihre eigenen Perspektiven und Interessen, aber so ein gewisses Raster, das man schon einmal davon gehört hat, was die Französische Revolution war, das kann man bei einigermaßen gebildeten Chinesen voraussetzen. Wie sieht es dagegen hier in Deutschland beim Stichwort „Boxeraufstand“ aus oder wer von uns weiß, wann Deutschland in China Kolonien hatte, weiß man überhaupt, dass wir welche hatten, wo? warum? u.s.w. (*Zwischenruf: Stichwort Brauerei*) – ja, Stichwort Brauerei, da kommt man noch drauf, solche Eselsbrücken brauchen wir ... Nein, es ist eigentlich ein Zeugnis davon, dass China nach der Gründung der Volksrepublik seinen Blick schon immer nach Westen gerichtet hat, auch wenn die Ideologie häufig suggeriert hat, naja, wir brauchen da eigentlich nichts, denn wir haben alles Nötige selbst.

Hohmann: Verehrtes Publikum, liebe Gäste der Romanfabrik, jetzt ist schon eine Hand oben und eine zweite ...

Gast: Erst einmal vielen Dank für den erhellenden Diskurs. Meine Frage geht an Herrn Stanzel. Können Sie uns kurz eine Helikoptersicht geben, wie China sich und seine Partner sieht in dem Dreieck USA, Russland und Europa? Und an Herrn Thome und an seine sozusagen Vorortkenntnisse, wie es denn in dem kleinteiligeren asiatischen Bereich aussieht ... ?

Thome: .... dem *kleinteiligeren* asiatischen Bereich? Also Taiwan?

Gast: ... dem kleinteiligeren Bereich vor der Haustür, also die Scharmützel mit Japan, Korea usw.

Stanzel: Sie meinen im ersten Teil Ihrer Frage, wie China sich selbst in Bezug auf die USA, Europa, Russland sieht? Also Chinas Rolle ...

Gast: Ja, genau, also der Blick Chinas auf die großen Player. Europa haben wir ja nun schon ein bisschen beleuchtet, aber mir kam die Rolle der USA und vor allem Russlands ein wenig zu kurz.

Stanzel: Für die Gesprächspartner, die einigermaßen parteinah oder Partei sind, die Sie in China finden, ist es selbstverständlicher Teil ihres außenpolitischen Diskurses, von den absteigenden USA zu sprechen und auf Russland nur mit Verachtung zu schauen. Wenn sie über Europa oder Europäer sprechen, sind sie meistens höflich. Aber dazu gleich noch ein Wort.

Thome: Das heißt, wir sind nicht gefährlich, oder? (*Lachen*)

Stanzel: Haha, genau. Das Wichtigste ist natürlich das Verhältnis zu den USA. Und das ist Teil fast schon der Indoktrination, davon zu sprechen, dass sich die USA damit abfinden müssen, dass sie absteigen werden. Wenn Sie dann in die weite Zivilgesellschaft hineingehen, dann gibt es jede Menge Menschen, die sich an den Kopf greifen, die viel mehr über das Ausland wissen und sich denken, unsere Partei, na ja, die redet halt so. Aber in den Teilen der Bevölkerung, die einigermaßen nah an der Macht sind, ist das akzeptierte Perzeption der USA. Was Europa angeht, ist es wirklich sehr interessant, und das habe ich ja über die Jahrzehnte mitverfolgt: der Glaube Anfang der 90er, dass Europa ein eigenständiger Akteuer werden würde, und dann ein guter Partner von China gegen die USA sein könnte, die Ungeduld so etwa zehn Jahre später etwa, „ja, Ihr Deutschen, Ihr seid doch die Führungsnation, warum bestimmt Ihr nicht einfach alles, was in Europa vor sich geht?“, (was wir für ein Missverständnis dessen halten, was die EU ist), bis jetzt zu praktisch Achselzucken, die schaffen es eh nicht. Und jemand, der einigermaßen gute Quellen zur Partei hat, sagte mir Ende letzten Jahres, also die EU-Kommision mit dem „systemischen Rivalen“ und alles, was sie da beschließt, damit die EU einheitlich gegen China auftritt, das kann sie vergessen. Für China ist es am besten, wenn die EU sich zerspaltet und darauf wird unsere Regierung hinarbeiten.

Thome zu Gast: Sie meinten den Blick Chinas auf die anderen asiatischen Staaten ...?

Gast: Ja, genau. Man hört ja nicht so viel aus der Region, aber die Auseinandersetzung um einige Inseln zwischen Japan und China, aber auch im Bereich Korea wird es nicht unproblematisch sein.

Thome: Ja, das ist natürlich ein Riesenfass, das man da jetzt aufmachen müsste, also die Positionierung Chinas, eigentlich die Neupositionierung Chinas in der Region und wie sich die Kräfteverhältnisse vermischen. Chinas Anspruch ist es natürlich, der große Junge im Viertel zu sein, die wichtigste Macht, wirtschaftlich wie militärisch, und das Verhältnis Chinas zu den umliegenden Nationen ist jeweils von einer ganz spezifischen Geschichte belastet. Fangen wir da an, wo ich lebe, also Taiwan. Da sagen die

Chinesen, das gehört ja eigentlich auch zu uns, das ist ja ein Teil Chinas. Das sehen die Taiwaner natürlich ganz anders. Das ist einer der großen potentiellen Konfliktherde des 21. Jahrhunderts, auch weil die USA dort unter Umständen auch eine Rolle spielen könnten, würden ... Wie sich das entwickelt, weiß man aber nicht, die Chinesen haben immer gesagt, sie hätten da eine große strategische Geduld einerseits, andererseits muss das irgendwann auch einmal passieren, nachdem Xi Jinping vor ein oder zwei Jahren einmal gesagt hat, die Lösung der Taiwan-Frage solle noch innerhalb seiner Amtszeit geschehen. Da kriegt man natürlich, wenn man dort lebt, eine Gänsehaut. Da gibt es aber ein Hin-und-Her, da sind sich die Chinesen auch nicht ganz einig, das Militär, das gerne sofort loslegen würde und Vorsichtigere im politischen Apparat. Eine Prognose wage ich da nicht. Japan ist natürlich traditionellerweise ein Erzfeind, da gibt es die Geschichte des Pazifischen Krieges bzw. des Chinesisch-Japanischen Krieges, ganz schwieriges Verhältnis der Aussöhnung. Haben sich die Japaner jetzt entschuldigt oder werden sie sich entschuldigen, akzeptieren die Chinesen diese Entschuldigung ... also da würde man dem Thema jetzt Unrecht tun, wenn man es in zwei Minuten abhandelt, und Korea ist wieder eine ganz eigene Geschichte. Man versteht ja hier häufig nicht, warum die Chinesen Nordkorea nicht fallen lassen, aber sie wollen einfach nicht, dass das Einflussgebiet der USA bis an ihre eigenen Grenzen stößt und deshalb muss Nordkorea, koste es, was es wolle, bestehen bleiben.

Hohmann: Das war das Schlusswort des 6. Café Europa, Stichwort Thukydides, eine Machtoption bleibt auf jeden Fall. Ich bedanke mich, dass Sie mitgemacht haben, mein größter Dank gilt allerdings unseren beiden Sprechern Stephan Thome und Volker Stanzel, die diesen Abend bravourös in Absprache miteinander gestaltet haben. Noch einmal ein herzliches Dankeschön an beide Sprecher!

Förderer: Kulturfonds Frankfurt RheinMain
Stadt Frankfurt
Hessisches Ministerium für Wissenschaft und Kunst
IFRA-SHS

Ein Projekt der Romanfabrik und
des Institut franco-allemand des sciences historiques et sociales (IFRA-SHS)